



# Amerikas Hoffnung

John F. Kennedy ist ein Politiker neuen Typs: charismatisch, jung, gut aussehend. Er ist der erste Popstar unter den Präsidenten – und wird zum Mythos der amerikanischen Demokratie VON NILS KLAWITTER

**SONNYBOY**

Am 9. September 1960 rollt Kennedy mit einem Cabriolet über einen Boulevard in Los Angeles; Anhänger säumen die Straße. Zwei Monate darauf gewinnt er die Präsidentschaftswahl



**M**ehr als vier Milliarden Dollar kostete der letzte Präsidentschaftswahlkampf in den USA im Jahr 2020 – viel Geld für etwas, das niemand so richtig steuern kann. Mitunter sind es nur Sekunden, die ein politisches Leben entscheiden. So wie das Stammeln von Joe Biden im TV-Duell mit Donald Trump Ende Juni: Drei Wochen später zog Biden seine Kandidatur zurück.

In die gleiche Kategorie fällt das unrasierte Gesicht des schwitzenden Richard Nixon am 26. September 1960. In einem Chicagoer CBS-Studio stand der Kandidat der Republikaner damals dem Demokraten John F. Kennedy gegenüber. Es war das erste Duell der Fernsehgeschichte. Im Gegensatz zum jugendlichen Kennedy wirkte Nixon ausgezehrt und lustlos. Nicht wenige Historiker glauben, dass dieser Auftritt Nixons Niederlage besiegelte – und den Aufstieg Kennedys.

JFK, so sein bis heute gängiges Kürzel, war ein Politiker neuen Typs: lässig und gut aussehend. Ein Medienstar, dessen Charisma perfekt ins neue Medium Fernsehen passte. Der mit seiner Frau Jackie die Sehnsucht nach einer besseren Welt verkörperte und die Auflagen der Magazine nach oben trieb. Kennedy öffnete seine Privatsphäre, spielte mit seiner Tochter Caroline im Weißen Haus. Er war ein Held, der im Krieg ein Schnellboot kommandiert hatte und in seiner berühmtesten Rede den Leuten abver-

langte, etwas für ihr Land zu tun, ihnen aber auch zu verstehen gab, dass sie dies können.

Er bot der Sowjetunion Paroli, zeigte jedoch auch Schwächen: Zeitweise schleppte Kennedy sich an Krücken zu Terminen, manchmal konnte er kaum stehen, weil er es vor chronischen Rückenschmerzen nicht aushielt.

Um seine zahlreichen Affären und das Attentat auf ihn ranken sich bis heute Verschwörungstheorien. Sein früher Tod ließ Kennedy zu einem Mythos der amerikanischen Demokratie werden.

**Dass er es bis ganz nach oben** schaffen sollte, war recht früh klar. Es war auch das Ziel seines ehrgeizigen Vaters, des irisch-katholischen Patriarchen Joseph P. Kennedy, der für den Aufstieg seines Sohnes einige Millionen Dollar lockermachte.

Am liebsten trug JFK zerknitterte Hemden und Jacketts, Khakihosen und zu große Pullover. Es war der Stil einer neuen Generation von Politikern, die die alten Probleme erbten: die ungelöste Bürgerrechtsfrage, die Angst vor dem Kommunismus, den aufziehenden Kalten Krieg, der die Welt später in der Kuba-Krise an den Rand eines Atomkriegs bringen sollte. Und doch verband sich mit Kennedy die Hoffnung auf eine gerechtere und friedlichere Zukunft, auf mehr Lockerheit im verknöchert wirkenden Politikbetrieb.

Wie Kennedy sein, das war lange das Maß der Dinge. Andere Familienclans wie die Bushs oder die Clintons imitierten das Vorbild, doch keiner reichte an Kennedy heran, bis 2008. Damals ließ sich Barack Obama auf dem Nominierungsparteitag der Demokraten von Johns Bruder Edward Kennedy zum Erben küren. Caroline Kennedy sagte, sie habe ein halbes Leben auf einen Mann gewartet, der so sei wie ihr Vater.

Amerika scheint diesen Traum inzwischen ausgeträumt zu haben. Zwar bewarb sich mit Robert F. Kennedy Jr., dem Neffen John F. Kennedys, 2024 erneut ein Mitglied der Familie um die Präsidentschaft, doch ist dieser eher bekannt für seine Verschwörungsmutheorien als für Aufbruchstimmung und Charisma. Rhetorisches Talent und politischer Stil, so glaubt der Kennedy-Biograf Georg Schild, seien kaum mehr wahlentscheidend. Durch Trump sei Politik in Kategorien abgerutscht, die Historiker kaum noch fassen und bewerten könnten, »weil es fast nur noch um inhaltsleere Beleidigungen geht«.

Dabei sind selbst zwischen den Trumps und den Kennedys Parallelen zu erkennen: Die beiden Familien – die von Trump stammte aus der Pfalz – ver-

#### TV-DUELL

John F. Kennedy und Richard Nixon liefern sich am 26. September 1960 einen Schlagabtausch live bei CBS. Kennedy kann dabei punkten



bindet eine typisch amerikanische Aufsteigergeschichte, wobei die Söhne sich jeweils ins gemachte Nest setzen konnten.

**Für den Patriarchen Joe Kennedy** steht bereits früh fest, dass es einer von ihnen ins Weiße Haus schaffen muss. Seine eigene Karriere ist wie im Zeitraffer verlaufen, bereits mit 35 Jahren gilt er als Millionär. Den Grundstock seines Vermögens hat er als junger Bankier in Boston gelegt, wo er seine Insiderkenntnisse für windige Aktiengeschäfte genutzt hat. Sein Geld investiert er in die Politik und finanziert die Wahl Franklin D. Roosevelts mit, der 1933 US-Präsident wird.

Mithilfe von Roosevelts Sohn sichert sich Joe Kennedy bald Spirituosenlizenzen für Marken wie Gordon's Gin und stopft mit den Erzeugnissen Lagerhäuser voll, weil kurz darauf, welch Wunder, die Prohibition aufgehoben wird. Ende 1937 ernennt Roosevelt ihn zum Botschafter in London. Für höhere politische Aufgaben disqualifiziert sich Kennedy indes, nicht nur durch seine Unterstützung der Appeasement-Politik des britischen Premiers Neville Chamberlain, sondern auch durch seine antisemitischen Neigungen: Die deutschen Juden, meint er nach der Pogromnacht 1938, könne man doch nach Südamerika oder Afrika umsiedeln.

Im November 1940 tritt er von seinem Posten zurück. Ein Ende seines politischen Ehrgeizes bedeutet der Schritt indes nicht, er überträgt ihn fortan auf seine Söhne. Während der Druck nun beim erstgeborenen Joe Jr. liegt, der bereits in Harvard bessere Noten bekommt als sein Bruder, kann sich John noch zurücklehnen. Mit den weiteren Geschwistern und seiner Mutter Rose verbringt er die Sommer im Ferienhaus in Hyannis Port auf Cape Cod, einer Halbinsel, die wie ein Angelhaken in den Atlantik ragt. Es ist ein leichtes Leben, umgeben von Hausmädchen und unterbrochen von gelegentlichen Segelregatten, bei denen nur der erste Preis zählt.

Mit 13 Jahren hat John merkwürdige gesundheitliche Probleme bekommen. Grippeähnliche Symptome stellen sich ein, er ist abgeschlagen, hat oft Durchfall und Rückenschmerzen. Später stellt sich heraus, dass er an der Addison-Krankheit leidet, einer Fehlfunktion der Nebennieren. Sie wird ihn sein gesamtes Politikerleben lang begleiten, als Präsident steht er quasi unter Dauermedikation: Neben Kortison gegen die Rückenplagen und Testosteron gegen Gewichtsverlust bekommt er einen Cocktail aus Schmerzmit-



teln und Amphetaminen und Ritalin für die Nacht. Der Medikamentenkoffer gilt als Staatsgeheimnis.

Trotz diverser Krankenhausaufenthalte als Jugendlicher schafft es auch John nach Harvard. Sein Bruder ist fleißiger, dafür hat John mehr Freunde und mehr Frauen. Seinen Eroberungseifer haben Biografen damit erklärt, dass Kennedy ein Gefühl der Leere bekämpfte, das von einer gefühlskalten Mutter und einem oft abwesenden Vater herrührte. Die geteilte Freude, sich über geltende Regeln des sexuellen Verhaltens hinwegzusetzen, habe eine spezielle Verbindung zwischen Vater und Sohn geschaffen, schreibt der Kennedy-Biograf Robert Dallek.

Mehrfach wird wegen Johns Affären der Geheimdienst nervös: So hat er zu seiner Zeit als Präsident unter anderem Sex mit Ellen Rometsch, einem in Ostdeutschland aufgewachsenen Callgirl, das auch im Weißen Haus zugegen gewesen sein soll und vom FBI verdächtigt wird, eine Spionin zu sein. Ähnlich skeptisch waren die Sicherheitsleute im Zweiten Weltkrieg gegenüber der Journalistin Inga Arvad, einer blonden Dänin mit Beziehungen nach Deutschland, die Kennedy 1941 kennengelernt hatte.

Es ist die Zeit, als Johns Abschlussarbeit über die britische Appeasement-Politik als Buch verlegt wird. Danach sieht es anfangs nicht unbedingt aus, denn die Urteile der Uni-Gutachter sind durchwachsen: Neben dem Zugeständnis einer »fleißigen« Arbeit reichen sie von »schlecht geschrieben« bis »die grundlegenden Prämissen nicht erklärt« – und das, obwohl Botschaftsmitarbeiter in London bei der Recherche geholfen haben und Vater Joe Schreibkräfte angeheuert hat. Schließlich überarbeitet ein Journalist der *New York Times* den Text und findet den griffigen Titel *Warum England schlief*. Vater Joe erwirbt mehrere Tausend Exemplare – fertig ist der Bestseller.

#### **CLANWIRTSCHAFT**

Patriarch Joe Kennedy (mit Brille) posiert im November 1960 neben seinem Sohn John F., der gerade zum Präsidenten gewählt worden ist. Rechts neben John F. steht sein Bruder Robert, auf dem Sofa sitzt seine Frau Jacqueline

Als sein Bruder Joe 1944 bei der Explosion eines Militärflugzeugs stirbt, muss John einspringen. Würde sich dem Auserkorenen des Clans ein Außenseiter in den Weg stellen, konstatiert die *Saturday Evening Post* über die Kennedys, »dann schließt sich die ganze Sippe zu einem Ring zusammen wie eine Büffelherde, die mit gesenkten Hörnern den Angriff der Wölfe erwartet«.

Fortan wird für John der Boden bereitet. »Es kommt nicht darauf an, was ihr seid«, hat Joe seinen Kindern erklärt, »sondern was die Leute glauben, wer ihr seid.«

In Johns Kandidatur für den Kongress steckt sein Vater die damals unglaubliche Summe von 300.000 Dollar. Lokale Wahlkampfbüros werden eingerichtet und Werbeagenturen engagiert. Die *New Yorker*-Story über Johns Heldentaten im Krieg wird zigtausendmal nachgedruckt.

John spricht nun über Mindestlöhne und bezahlbaren Wohnraum, während seine Familie in einem Haus mit neun Badezimmern und etlichen Angestellten lebt. Eine derartige Diskrepanz scheint ihm aber kaum jemand übelzunehmen. Er besucht Gasthöfe, redet mit Kellnerinnen und Taxifahrern, seine bescheidene, manchmal fast schüchterne Art prägt sich den Leuten ein, und sie wählen ihn, einen Katholiken im protestantisch geprägten Amerika. Nach der Wahl 1946, mit gerade mal 29 Jahren, zieht er ins Repräsentantenhaus ein, ein Anfang.

In die folgenden Wahlkämpfe investiert Joe mehrere Millionen Dollar. Allein zu den populären Teapartys der Kennedys kommen etwa 75.000 Menschen,

vor allem Frauen. Henry Cabot Lodge, Gegner von Kennedy im Kampf um den Senatssitz von Massachusetts, »wurde einfach vom Geld erdrückt«, sagt Dwight D. Eisenhower später. Im Vorwahlkampf als Präsidentschaftskandidat verfügt Kennedy bereits über ein Privatflugzeug, und als er im Juli 1960 zum entscheidenden Konvent der Demokraten nach Los Angeles reist, sind Revuegirls zur Stelle.

1953 hat Kennedy Jacqueline Bouvier geheiratet, die Tochter eines New Yorker Bankiers, die nach ihrem Studium als Journalistin arbeitete. Jacqueline, die John anfangs Gedichte schrieb, an seinen Reden mitarbeitete und später das Weiße Haus entstaubte und dort Konzerte und Ballettvorfürungen organisierte, kommt mit dem vereinnahmenden Politikbetrieb bald immer weniger zurecht. »Ich war fast jedes Wochenende allein, es war alles falsch. Die Politik war mein Feind, wir hatten überhaupt kein gemeinsames Leben«, zitiert sie die Clan-Biografin Doris Kearns Goodwin. John dagegen beschwert sich, dass sie Unmengen von Geld für Kleidung ausgibt – wohl auch eine Art, mit den Affären ihres Mannes umzugehen. Als sie einen französischen Journalisten durch das Weiße Haus führt und sie einer Sekretärin begegnen, erläutert sie dem Mann auf Französisch: »Das ist das Mädchen, das angeblich mit meinem Mann schläft.«

**Die Präsidentschaft Kennedys** beginnt mit einem Fehler: der Invasion in der Schweinebucht auf Kuba im April 1961. Anders als seine Berater haben seine Generäle und die CIA Kennedy dazu geraten, ein kubanisches Exilkommando bei der Invasion zu unterstützen. Doch die halbherzige Attacke geht nach hinten los: Die 1.400 Angreifer, die auf eine Gegenrevolution gehofft haben, sind gegen Fidel Castros Truppen ohne Chance.

Kennedy ist fortan ein Gefangener des Kalten Krieges. Es brodeln nicht nur in Kuba, auch in Vietnam, Laos und Berlin stehen sich die Supermächte USA und Sowjetunion gegenüber. Mehrmals droht ein vernichtendes Duell um die militärische, ökonomische und politische Dominanz in der Welt.

Die Rivalität ist auch ein persönlicher Zweikampf mit dem Sowjetchef Nikita Chruschtschow. Kennedy begegnet dem zwischen Freundlichkeit und Jähzorn schwankenden russischen Bauernsohn mehrmals. Bei einem Treffen in Wien erfährt der Amerikaner, dass die beiden Orden an Chruschtschows Jackett Lenin-Friedensmedaillen sein sollen, und Kennedy sagt: »Ich hoffe, Sie schaffen es, sie zu behalten.« Das Gelächter hat er auf seiner Sei-

## KONTROLLE

Eine Aufklärungsmaschine der US-Marine überfliegt im November 1962 während der Seeblockade gegen Kuba einen sowjetischen Frachter





te, aber Chruschtschow ist so zäh, dass Kennedy – so überliefert es sein Biograf Dallek – nach dem Treffen in seinen Privaträumen ruft: »Er behandelt mich wie einen kleinen Jungen!«

Kurz nach dem Treffen in Wien spitzt sich im August 1961 durch den Mauerbau die Berlin-Krise zu. Zuerst zögert Kennedy und will nicht einmal seinen Urlaub in Hyannis Port unterbrechen – dann jedoch verlegt er 1.500 US-Soldaten von Helmstedt nach West-Berlin und sichert den Zugang nach Westdeutschland, was ihm die Berliner knapp zwei Jahre später mit einem frenetischen Empfang danken.

Noch brenzlicher wird es, als am 14. Oktober 1962 amerikanische Aufklärungsflugzeuge sowjetische Mittelstreckenraketen auf Kuba entdecken. Die Amerikaner organisieren eine Seeblockade, und die Welt atmet 13 Tage lang ganz flach – bis Chruschtschow die Raketen abzieht. »Genau genommen hat Kennedy eine Krise gemeistert, die er mit der Schweinebucht-Invasion selbst heraufbeschworen hatte«, sagt der Historiker Georg Schild. Zwar habe er mit dem Abzug der amerikanischen Raketen in der Türkei mehr dafür bezahlt, als damals bekannt war, »aber er zeigte einen Weg auf, aus dem Wett-rüsten auszusteigen«. Kennedy macht deutlich, dass Politik nicht alternativlos ist, kein ohnmächtiges Vollzugsorgan.

Wahr ist jedoch auch: Das Tauwetter zwischen den Machtblöcken führt zu Stellvertreterkriegen anderswo auf der Welt. Und in Vietnam zeichnet sich ein neuer Konflikt ab, in den Kennedy die USA immer stärker

verwickelt: Zwar schreckt er vor der Entsendung von Kampftruppen zurück, aber er erhöht die Militärhilfe für Südvietnam, schickt mehr »Berater« und Waffen und erlaubt den Einsatz von Napalm und Entlaubungsmitteln durch die Luftwaffe.

Innenpolitisch ist Kennedys Bilanz durchwachsen. Die Gleichstellung der Frau steht ebenso wenig auf seiner Agenda wie die Abschaffung der Todesstrafe. Das Mondflugprogramm macht er populär, aber es war schon vor ihm geplant worden. Beim Einsatz für die Bürgerrechte der Schwarzen sieht er sich in vorderster Front, obwohl er zunächst wenig gegen die fortdauernde Diskriminierung tut, im Gegenteil: Erst mit der Präsidentschaft gibt er seine Mitgliedschaft in ausschließlich weißen Elite-Clubs auf. Später ernannt er einen Bundesrichter, der Schwarze mit Schimpansen vergleichen wird. Im Sommer 1963, nach den Massendemonstrationen der Bürgerrechtsbewegung, bringt Kennedy schließlich ein Gesetz ein, das die »Rassentrennung« im öffentlichen Leben verbietet. Die Verabschiedung im Kongress ein Jahr später erlebt er nicht mehr.

**Nach 1.036 Tagen** endet Kennedys Präsidentschaft durch das Attentat Lee Harvey Oswalds am 22. November 1963 in Dallas. Geheimdienstbeamte haben ihm abgeraten, in das Zentrum rechtsradikaler Hetzer zu reisen. Oswald allerdings ist ein Anhänger Castros und hat drei Jahre in der Sowjetunion gelebt.

Die Nation steht unter Schock. An der Trauerfeier nehmen mehr als eine Million Menschen teil.

60 Jahre nach dem Mord können viele die Bilder dieser Tage unwillkürlich aus ihrem Gedächtnis abrufen: die sich über ihren Mann und den Kofferraumdeckel des offenen Lincoln streckende Jacqueline Kennedy; der dreijährige Sohn John, der sich bei der Beerdigung von seiner Mutter losreißt und am Sarg seinem toten Vater salutiert. Die Bilder werden Ikonen der Mediengeschichte.

In den Tagen nach dem fehlgeschlagenen Attentat auf Donald Trump wird der Streifschuss an seinem Ohr in eine Reihe mit den Kennedy-Bildern gestellt. Es wirkt fast wie ein Wettbewerb. Trump betont, wie recht die Leute haben, die ihm gesagt hätten, sein Foto sei »das ikonischste Foto, das sie jemals gesehen hätten«. Hier könnte er, wie schon häufiger passiert, irren. ■



**NILS KLAWITTER** ist freier Journalist.  
Er lebt in Hamburg

#### LETZTE EHRE

Kennedys Sohn John F. Jr. löst sich nach dem Trauergottesdienst für seinen Vater am 25. November 1963 in Washington von der Seite der Mutter und salutiert vor dem Sarg